Das „Hamburger Echo“ erscheint täglich einmal, außer den 2. Feiertagen.
Bezugspreis: für d. Heft vom 6. Okt. bis 12. Okt. 54 Mill. Mark, am 6. Oktbr. zahlbar, frei ins Haus.
Für Abholer 50 Mill. Mk.
Preise freibleibend.
Auch durch d. Post zu beziehen.
Redaktion:
Fehlandstraße 11, erster Stock.
Verantwortlicher Redakteur:
Paul Bugdahn, Altona.
Expedition:
Fehlandstraße 11, Erdgeschoß.
Buchhandlung: Erdgeschoß.
Buchdruckerei-Kontor:
Fehlandstraße 11, erster Stock.

Einzelpreis 8 Mill. Mk.

Hamburger Echo

Anzeigen die 15gespalt. Petitzeile 20 Mill. Mk., unter Ausschluß der „Gesch. Rundschau“. Private Familien-Anzeigen 4 Mill., Stellenges. 5 Mill., Stellenangebote 12 Mill. Mk. Kleine Anzeigen bis 9 Zeilen die Zeile 8 Mill. Mk., von 10 bis 15 Zeil. 12 Mill. Mk. Reklamezeile 100 Mill. Mk. Anzeigen müssen im voraus oder sofort bezahlt werden.
Anzeigen-Annahme Fehlandstraße Nr. 11 im Erdgeschoß (bis 7 Uhr abends für den folgenden Tag) in den Filialen (bis 3 Uhr) und in allen Annoncen-Bureaus. Platz- und Datenvorschriften ohne Verbindlichkeit.

Nr. 279. Dienstag, den 9. Oktober 1923. 37. Jahrgang.

Stinnes' wirtschaftlicher Hochverrat.

Der „Soz. Parlamentsdienst“ schreibt:

Bei den Verhandlungen, die zwischen den rheinischen Großindustriellen unter Führung von Stinnes mit dem französischen Oberbefehlshaber Degoutte in Düsseldorf geführt worden sind, hat Stinnes auch eine Entscheidung gegen den Achtstundentag herbeizuführen versucht. Dieses an Landesverrat grenzende Verhalten eines deutschen Reichstagsabgeordneten ist von dem französischen General mit dem Hinweis abgelehnt worden, es handle sich dabei um eine Frage der deutschen Gesetzgebung. Angesichts dieser Tatsache muß man die Frage aufwerfen, wie lange sich der Deutsche Reichstag und das deutsche Volk noch einen Volksvertreter gestatten will, der im Kampfe um innerpolitische Meinungsverschiedenheiten die Hilfe französischer Bajonette anfleht. Neun Monate haben die Bergarbeiter das Ruhrgebiet gegen die Franzosen verteidigt, jetzt versuchen deutsche Großindustrielle, sie mit Hilfe französischer Bajonette zu Sklaven herabzudrücken.

Die Reichsregierung muß ihre Stellung zu diesen Dingen der Oeffentlichkeit schleunigst bekanntgeben. Wir erwarten, daß Herr Stresemann, der gegen die mangelnde Opferwilligkeit der Wirtschafter so kräftige Worte fand, diesen Dolchstoß gegen die deutsche Souveränität so scharf verurteilt, wie es die Rücksicht auf seine Wirkungen auf die Bergarbeiter und die gesamte deutsche Arbeiterschaft erfordert. Um so mehr als die rheinischen Großindustriellen ja jetzt auch der Reichsregierung Forderungen unterbreitet haben, deren Aufstellung allein zeigt, daß sie die Autorität der Regierung im Ruhrgebiet untergraben wollen und meinen, jetzt könnte die alte Forderung von Stinnes nach wirtschaftlicher Selbständigkeit des Ruhrgebiets verwirklicht werden.

Die Forderungen der rheinischen Industriellen verlangen unter anderm:

Ersatz der seit der Ruhrbesetzung beschlagnahmten Kohle.
Ersatz der seit dieser Zeit zwangsweise erhobenen Kohlensteuer.
Beseitigung der Kohlensteuer für das Ruhrgebiet.
Garantie der Vergütung für künftig zu liefernde Reparationskohle.
Aufhebung des Kohlenkommissariats und der staatlichen Verteilungsorgane der Kohlen im besetzten Gebiet.
Ermächtigung der Kommission der Industriellen, die Verhandlungen weiterzuführen.
Ermächtigung der Kommission, mit den Besatzungsmächten laufende Fragen zu regeln.
Verlängerung der Arbeitszeit auf 8½ Stunden und Aufhebung sämtlicher Demobilmachungsverordnungen.

Die rheinischen Industriellen verlangen ferner von der Reichsregierung Auskunft, wie sich die Reichsregierung zu der Schaffung einer Eisenbahnbetriebsgesellschaft im besetzten Gebiet stelle, an der das Rheinland, Frankreich und die Industrie beteiligt sind.

Diese Pläne zeigen Herrn Stinnes und seine Trabanten in Reinkultur. Die Schwierigkeiten der außenpolitischen Lage Deutschlands werden von ihnen zum schärfsten Druck gegen die eigene Regierung und das eigene Volk benutzt. Zugunsten von Stinnes soll die Reichsregierung abdanken und ihm die Oberhoheit über das Schicksal des Ruhrgebiets überlassen. Wir unterbreiten diese Pläne deshalb der Oeffentlichkeit in der sicheren Erwartung, daß damit allen denen die Augen geöffnet werden, die Herrn Stinnes bisher noch nicht als das erkannt hatten, was er wirklich ist: nämlich der schärfste Feind des deutschen Volkes.

Abgeschlagenes Industriellen-Diktat.

Die Arbeitgeber des Ruhrbergbaues sind an die Belegschaften mit dem Ersuchen um

Verlängerung der Arbeitszeit unter Tage auf 8½ Stunden, über Tage auf 10 Stunden

herangetreten. Die Bergarbeiterverbände haben demgegenüber ihre Mitglieder in einem Aufruf aufgefordert, an der tariflich vereinbarten Arbeitszeit festzuhalten, die jetzt im allgemeinen 7 Stunden beträgt. Der Reichsarbeitsminister hat vorgeschlagen, diese Frage am 10. Oktober gelegentlich der Lohnverhandlungen zwischen den Tarifparteien zu erörtern. Bis dahin soll von einer einseitigen Aenderung der tariflich vereinbarten Arbeitszeit abgesehen werden. Die Industriellen machten trotzdem an den Zechen Anschläge, mittels deren sie die Verlängerung der Arbeitszeit verfügen.

Der preußische Handelsminister Genosse Siering hat darauf die staatlichen Zechen im besetzten Gebiet sofort angewiesen, die Anordnung des Zechenverbandes über die Verlängerung der Arbeitszeit nicht zu befolgen. Dadurch wurde

die Einheitsfront der Grubenbesitzer durchbrochen

und der Rest hat es vorgezoen, angesichts des einmütigen Widerstandes der Arbeiterschaft und ihrer Vertreter in der Reichsregierung und im preußischen Kabinett ihre Anordnung zurückzuziehen. Was allerdings geschehen wäre, wenn nach dem Wunsche der Schwerindustrie eine sozialistenreine Regierung sowohl im Reiche wie in Preußen entstanden wäre, kann sich jeder selber ausmalen.

Stinnes „repariert“ auf Arbeiterkosten!

Einer Brüsseler Meldung zufolge soll Stinnes Degoutte einen Plan vorgelegt haben, der Frankreich und Belgien Jahreszahlungen in Höhe von 2½ Milliarden Goldmark für die Reparationszahlungen sichern würde. Allerdings habe Stinnes hieran die Bedingungen der Aufhebung des Achtstundentages geknüpft, eine Bedingung, die die belgische Regierung nicht angenommen, sondern abgelehnt habe.

Abkommen der Ruhrindustriellen mit Frankreich.

WTB. Paris, 9. Oktober. Die Havas-Agentur meldet aus Düsseldorf: Zwischen der interalliierten Kontrollkommission und den Gesellschaften Phönix und Rheinstahlwerke wurde ein Abkommen getroffen, nach welchem beide Unternehmen die Kohlenlieferungen auf Grund des Programms der Reparationskommission wieder aufnehmen. Sie zahlen die Kohlensteuer und die rückständige Kohlensteuer seit der Besetzung. Als Gegenleistung werden die beschlagnahmten Metallwaren freigegeben und den Fabriken auf Grund der erlangten Ausfuhrlizenzen gestattet, die Ausfuhr ihrer Produkte nach dem Exportstand von 1922 wieder aufzunehmen.

Das Ermächtigungsgesetz.

Die dem Reichstag zugegangene Vorlage hat in der vom Reichsrat genehmigten Fassung folgenden Wortlaut:

§ 1. Die Reichsregierung wird ermächtigt, die Maßnahmen zu treffen, welche sie auf finanziellem, wirtschaftlichem und sozialem Gebiete für erforderlich und dringend erachtet. Dabei kann von den Grundrechten der Reichsverfassung abgewichen werden. Die Ermächtigung erstreckt sich nicht auf die Regelung der Arbeitszeit und auf Einschränkungen der Renten und Unterstützungen der Versicherten und Rentenempfänger der Sozialversicherung sowie Kleinrentner. Die erlassenen Verordnungen sind dem Reichstag und dem Reichsrat unverzüglich zur Kenntnis zu bringen. Sie sind auf Verlangen des Reichstags sofort aufzuheben.

§ 2. Dies Gesetz tritt mit dem Tage der Verkündung in Kraft; es tritt mit dem Wechsel der derzeitigen Reichsregierung oder ihrer parteipolitischen Zusammensetzung, spätestens aber am 31. März 1924, außer Kraft.

Vertrauenskundgebung des Reichstags.

Das Ermächtigungsgesetz gesichert. — Deutschnationale Aushungerungspläne und Stresemanns Abwehr. — Widerrechtlichkeit des bayrischen Ausnahmezustandes.

Berlin, 8. Oktober.

Präsident Loebe eröffnet die Sitzung um 12,20 Uhr. Nach längerer Geschäftsordnungsdebatte wird auf kommunistischen Antrag beschlossen, das Ermächtigungsgesetz von der Tagesordnung abzusetzen, da es dem Hause noch nicht vorliegt. Ein kommunistischer Antrag wegen des Verbotes der kommunistischen Presse in Bayern wird mit der politischen Aussprache verbunden. Das Haus tritt darauf ein in die

Besprechung der Rede des Reichskanzlers.

Dr. Breitscheid (Soz.):

Vor einer Woche, als wir die Debatte über die Regierungserklärung vorbereiteten, war die politische Situation verhältnismäßig einfach. Völlig überraschend kam dann die Regierungskrise, die alles auf den Kopf stellte. Wir haben uns ja in Deutschland allmählich an Ministerkrisen gewöhnt, doch nie sind Parlament und Volk bisher in einer so

unverantwortlichen Weise mit einer Krise überfallen

worden wie in der vergangenen Woche. (Sehr richtig! links.) Einstweilen ist die Regierungskrise beigelegt. Aber die Empfindungen, mit denen wir heute an die Arbeit gehen, sind andere als vor einer Woche. Derartige Tage wie die letzten erlebt man nicht, ohne daß sie eine tiefe Spur hinterlassen. Unbeeinflußt durch diese Vorgänge sehen wir Sozialdemokraten einige Tatsachen nach wie vor gleich. Wir billigen die Aufgabe des passiven Widerstandes. Der wesentlichste Grund für den Verzicht auf diese Kampfmethode lag auf finanziellem Gebiete. Deutschland war nicht mehr in der Lage, diese passive Resistenz wirtschaftlich und finanziell noch länger auszuhalten. Der schwerste Vorwurf muß jedoch erhoben werden gegen das

Kabinett Cuno, das eine Politik der Verschleierung und der Illusionen getrieben

hat. (Sehr wahr!) Bei solcher Gesamteinstellung zu der Frage der passiven Resistenz mußte es allerdings zu dieser Verschleierungspolitik kommen. Die passive Resistenz war für jene Regierung Selbstzweck geworden, sie war nicht Mittel zum Zweck. Aber einmal kommt das schlimme Erwachen. Das Bedenklichste ist nur, daß die Nachfolger Cunos gesteinigt werden sollen, weil sie sein unmögliches Unternehmen zu liquidieren genötigt sind. Wir Sozialdemokraten sind auch heute noch der Ansicht, daß die Einleitung des Widerstandes im Ruhrrevier berechtigt und notwendig gewesen ist. Wir hielten und halten den französischen Einbruch für unvereinbar mit dem Völkerrecht und mit dem Sinne des Versailler Vertrages. Das Verhalten Deutschlands war daher ein Akt berechtigter Notwehr. Wir Sozialdemokraten sind von Anfang an dafür eingetreten,

die Gewaltlosigkeit gegen die Gewalt einzusetzen;

auf diesem Wege konnte am besten die Aufmerksamkeit der Welt auf die Leiden Deutschlands gerichtet werden. Aber man mußte sich darüber klar sein, daß der passive Widerstand nur Bedeutung haben konnte, wenn dadurch Verhandlungen mit Frankreich und den Alliierten herbeigeführt werden konnten. Aber die Regierung Cuno hat die Hände in den Schoß gelegt und auf England gehofft. England aber hat für uns vollkommen versagt. Im März stand nach der Erklärung des Außenministers v. Rosenberg der passive Widerstand auf seinem Höhepunkt. Er ließ sich nicht mehr verstärken, und die Nöte Frankreichs infolge des passiven Widerstandes waren auf ihrem tiefsten Stande angelangt. Trotz der Erkenntnis, daß deshalb der passive Widerstand zu jener Zeit abgebrochen werden mußte, hat die Regierung Cuno unter dem Druck gewisser Personen und Kreise dies nicht gewagt. So kam der Zusammenbruch eines Kampfes, der unter Aufbietung gewaltiger Kräfte und eines großen Heldenmutes acht Monate lang geführt worden ist. Zu den finanziellen Erwägungen kam noch

eine gewaltige Demoralisation im Ruhrgebiet.

Mehr und mehr lebten große Teile der Bevölkerung dort von der Staatsunterstützung, die sie geradezu als eine selbstverständliche Gewohnheit betrachteten. Kreise, die uns allen bekannt sind, haben die Mittel, die ihnen aus der Staaskasse auf Kosten der Mehrheit des deutschen Volkes zugewandt wurden, benutzt, um einen Kampf gegen eben dieses deutsche Volk zu führen, durch ihre Spekulationen gegen die deutsche Währung.

Es gab Leute, die an Stelle des passiven Widerstandes den aktiven treten lassen wollten. Zugegeben, daß diese Leute von einem gewissen Heroismus beseelt sind; aber dies war ein irregeleiteter Heroismus, dessen verhängnisvolle Folgen auf diejenigen gefallen sind, die diese aktiven Akte nicht wünschten. Anderseits ist es eine abgrundtiefe Heuchelei, wenn auf deutschnationaler Seite die Anspannung aller finanziellen Mittel zur Fortsetzung des Widerstandes gefordert wurde, während kurz vorher dieselben Kreise gegen die neuen Steuern protestiert und zu ihrer Sabotage aufgefordert hatten.

Die Deutschnationalen waren immer nur bereit, die Opfer der anderen zu bringen.

(Sehr richtig!), den passiven Widerstand nicht nur mit dem Blut, sondern auch mit dem Gut der deutschen Arbeiter aufrechtzuerhalten. Die Deutschnationalen verlangen nach der Aufgabe des passiven Widerstandes den völligen Bruch mit Frankreich. Wollen sie damit den Krieg mit Frankreich? Mit welchen Mitteln wollen sie diesen Krieg geführt wissen? Der Bruch mit Frankreich mit allen seinen Konsequenzen scheint uns ein Wahnsinn, im besten Falle ein heroischer Wahnsinn.

Herr Poincaré, der zum unbestrittenen Sieger geworden ist, hat der deutschen Regierung erklären lassen, daß er mit dem Abbruch des passiven Widerstandes zu Verhandlungen über die Ruhr- und Reparationsfrage bereit sein werde. Von deutscher Seite ist geschehen, was geschehen konnte. Doch Poincaré findet Tag für Tag neue Vorwände, er will Zeit gewinnen und auf das Chaos in Deutschland warten. Wenn der französische Ministerpräsident in den Rheinlanden den Separatismus heraufbeschwören will, so erklären wir: die Rheinlande sind deutsches Land und sie müssen deutsches Land bleiben.

Die Schaffung eines selbständigen Rheinstaates durch Frankreich wäre eine fortgesetzte Beunruhigung Europas,

die Gefahr einer neuen blutigen und bewaffneten Auseinandersetzung. Durch diese Politik kann sich Poincaré den Ruhm erwerben, der Zerstörer Europas geworden zu sein. Daher verlangen wir von der Regierung, daß sie nichts unversucht läßt, um trotzalledem zu Verhandlungen mit Frankreich zu kommen. Denn der Gedanke wäre unerträglich, daß die deutsche Regierung durch eigene Versäumnis nicht in der Lage sein konnte, mit der französischen Regierung zu Verhandlungen zu kommen in einem Zeitpunkt, wo Herr Stinnes den Weg zu General Degoutte gefunden hat. (Sehr gut!)

Sehr ernste Dinge haben sich in der letzten Woche abgespielt. Küstrin war nur eine Episode in einer großangelegten Bewegung. Die Reichswehr hat diesem Putsch ein Ende gemacht. Sie muß unter allen Umständen ein Instrument der Republik sein. Wir halten es jedoch für unmöglich, daß die vom Reichswehrminister verhängte Pressezensur über die Küstriner Vorgänge aufrechterhalten bleibt. Die Gefahr, die über Deutschland schwebt, ist natürlich nicht gebannt. Wir erwarten von der Regierung, daß sie die

rücksichtsloseste Energie zur Unterdrückung nationalistischer Bewegungen

anwendet. Schon aus diesem Grunde ist die Mehrheit unserer Fraktion für die Wiederbelebung der alten Koalition gewesen.

In Bayern ist einstweilen der schwarz-weiß-rote Teufel durch den blau-weißen Beelzebub ausgetriebe worden. (Sehr gut! links.) Herr Hitler, der Vertreter der schwarz-weiß-roten Couleur, ist ein offener Feind, der das ganze Reich auf eine andere verfassungsmäßige Basis zu stellen entschlossen ist. Seine Parole lautet nicht: „Los von Berlin!“, sondern: „Auf, gegen Berlin!“ Herr Kahr ist ein minder offener Feind der deutschen Republik, aber nicht minder bedenklich als Herr Hitler. Der von ihm verhängte Ausnahmezustand ist verfassungsrechtlich absolut unmöglich. In dem Augenblick, wo die Reichsregierung ihrer-

Der Todeskampf der Mark.

Der Dollar übersteigt eine Milliarde.

Der Dollar wurde im freien Verkehr des heutigen Vormittags mit mehr als einer Milliarde Mark gehandelt. Das bedeutet, daß eine Goldmark 250 Millionen Papiermark entspricht, eine Summe, durch die der ganze Jammer unseres Währungsverfalles, unserer wirtschaftlichen und sozialen Nöte auf eine furchtbare Art verdeutlicht wird. Nur noch ein kleines Stückchen Weges, und wir haben den Verfall des Rubels übertroffen und die schlechteste Währung der Welt. In Moskau werden jetzt zirka 900 Millionen Rubel für den Dollar gezahlt. Das bedeutet nicht, daß wir die Entwertung des Rubels schon übertroffen haben, da ja der Friedenswert des Rubels keineswegs demjenigen der Mark gleich war. Im Frieden war 1 Rubel nicht = 1 ℳ, sondern der Rubel entsprach einem Werte von 216 Goldpfennigen. Wenn also für den Dollar jetzt etwa ebenso viel Rubel gezahlt werden wie für die Mark, so ist die Entwertung noch nicht dieselbe. Der Rubel steht, worauf das „B. T.“ aufmerksam macht, angesichts seines höheren Friedensverhältnisses gegenüber dem Dollar immer noch um mehr als das doppelte schlechter als die Mark. Das ist gewiß kein Trost, und die Notwendigkeit dieser Feststellung gegenüber umlaufenden Gerüchten zeigt ja auch, wie weit wir es gebracht haben; zeigt, daß wir schon ernsthafte Anstrengungen machen müssen, um die Behauptung, wir hätten bereits die schlechteste Währung der Welt, vielleicht noch für einige Tage hochmütig von uns weisen zu können. Der weitere Zusammenbruch der Mark vollzieht sich mit einer unerbittlichen Konsequenz, und zwar von innen heraus, nicht vom Ausland her, wie die Tatsache beweist, daß die New Yorker Marknotierungen in der Regel in der letzten Zeit höher, und zwar erheblich höher waren als die Dollarparität in Berlin.

Schuld daran trägt die jüngste innerpolitische Krise, die die Schwäche unseres Staates blitzartig beleuchtet und gezeigt hat, daß, wenn auch nicht die Regierungskrise, so doch die Staatskrise eine Art Dauerzustand bei uns geworden ist. Schuld daran trägt, daß es nicht gelungen ist, die Vermehrung der schwebenden Schuld einzudämmen: Zeigt doch der jüngste Ausweis für die Zeit vom 21. bis 30. September eine Verfünffachung der schwebenden Schuld.

Die regulären Einnahmen verhalten sich zu den Ausgaben wie 1 : 500.

Die Mehraufwendung des Reiches von 40 Billiarden, denen keine Einnahmen gegenüberstanden, mußte aus der Notenpresse gedeckt werden. Die schwebende Schuld, also die reinen Ausgaben des Staates, denen keine Einnahmen gegenüberstehen, wurde in diesen 10 Tagen um rund 40 Billiarden vermehrt, während sie zu Ende der zweiten Septemberdekade überhaupt erst 7,3 Billiarden betrug.

Hinsichtlich der Zusammensetzung der Ausgaben zeigt sich wieder das übliche Bild: Etwa ein Viertel der Ausgaben beansprucht die Deutsche Reichsbahn, die in ihrer Organisation auf die Vorkriegswirtschaft und den lebhaften Vorkriegsverkehr zugeschnitten ist und bei der verminderten Inanspruchnahme die Selbstkosten nur zu einem Bruchteil aus regulären Einnahmen decken kann. Aehnlich liegen die Dinge bei der Reichspost- und Telegraphenverwaltung, die 764,52 Billionen aus der Reichshauptkasse entnahm.

Demgegenüber beanspruchte die Erfüllung von Zahlungsverpflichtungen in ausländischer Währung in Ausführung des Friedensvertrages nur 187,62 Billionen Mark. Den Hauptanteil des Ausgabepostens „Uebrige Reichsverwaltung“ von insgesamt 23 994,28 Billionen Mark dürften aber die Aufwendungen für den Beamtenapparat darstellen. Offiziell wird darüber mitgeteilt: In die Berichtsdekade fällt die Zahlung der Teuerungsbezüge für die letzte Septemberwoche sowie die Bereitstellung der Mittel für die Auszahlung der Oktobergehälter der Reichs-, Staats- und Gemeindebediensteten.

Dieses grauenhafte Bild unserer Staatsfinanzen mußte natürlich wesentlich zu einem beschleunigten Verfall beitragen. Dazu kommt aber, daß, um ein viel benutztes Bild zu gebrauchen, der Verfall der Mark wie eine Lawine nach eigenen Lebensgesetzen weiter vor sich geht, solange kein wirklicher Damm ihm entgegengesetzt wird. Davon ist aber nichts zu bemerken. Die Ausgaben an der Ruhr gehen trotz der Einstellung des passiven Widerstandes noch in phantastischen Ausmaßen weiter. Das Währungsprojekt ist noch immer unverwirklicht, die Wirtschaft hat noch immer kein wertbeständiges Zahlungsmittel und setzt die Flucht in die Devisen fort, wodurch dem legalen Außenhandel die Mittel ungeheuerlich verteuert werden. Nach wie vor fehlt es an allgemein zugänglichen Goldkonten und Goldzertifikaten, wodurch der alles übermäßig verteuernde Entwertungszuschlag in Fortfall kommen könnte, noch immer gibt es keine wirklichen Goldsteuern, und noch immer ist von einem ernsthaften Abbau der Verwaltungsausgaben nicht die Rede. Nach wie vor scheint uns die einzige Möglichkeit der Rettung in einer sofortigen Stillegung der Notenpresse und Bezahlung der laufenden Ausgaben bis zur Balancierung des Staatshaushalts aus der Substanz heraus zu liegen. Aber wir können nach dem bisher Erlebten kaum erwarten, daß man im Reichsfinanzministerium die nötige Energie finden wird, und stehen der Entwicklung der nächsten Wochen, was den Verfall der Mark und die damit verbundenen Konsequenzen betrifft, mit äußerstem Pessimismus gegenüber. Der Verfall ist in ein Stadium getreten, das ein Treibenlassen — auch nur von 8 bis 14 Tagen — nicht mehr zuläßt.

Der Schwärmer von Bazancourt

Von Otto Thielemann

[32]

Der Alte sprach dieselben Worte, wie bei dem ersten Aufruf: „Avis! Die Einwohner des Dorfes müssen den Ort verlassen ... die Wagen stehen an der Kirche ... das Nötigste darf mitgenommen werden ... nicht mehr als hundert Kilo die Familie ... Abfahrt morgen 8 Uhr ... im Fall des Ungehorsams strenge Strafe ...!“

Es war heraus. Der Ortsdiener sah über seine Brille, als wollten seine Augen sagen: „Bin auch dabei! Kann auch nicht bleiben. Na, Gott befohlen, nichts zu machen ... Dann ging er langsam weiter.

Es war vorbei. Die Hoffnung, der sie alle unbewußt ein kleines Plätzchen in der Brust gegeben hatten, es könne vor dem Auszug doch noch Frieden werden, war nun gestorben. Sie mußten ihren Ort verlassen. Die jungen Burschen waren froh, die Ungewißheit los zu sein. Sie waren nun gezwungen, sich auf das Neue einzurichten. Es war entsetzlich, wenn sich immer zwischen Aussicht und Beschluß die Hoffnung zaghaft drängte; die Ungewißheit war für sie das Schlimmste. Die Frauen aber brachen innerlich zusammen. Sie gingen schweigend in die Häuser und weinten für sich hin.

Nun mußten auch die Letzten fort. Den vorher Ausgewiesenen gegenüber hat man die stille Pflicht gehabt, das Dorf zu hüten, und auf dem Friedhof nach dem Rechte zu sehen. Wer würde jetzt die Gräber pflegen? Wem würde jetzt ihr Schmuck am Herzen liegen? Sie mußten alle fort. Nur ihre Jugend blieb zurück und alle Freude, die sie je erlebten. Und ihre Sehnsucht auch, die würde sich von diesen Dächern, Bäumen und Gärten niemals trennen.

Die Männer dachten an das Packen. Sie hatten stets das Ende kommen sehen, der Hoffnung niemals glauben wollen. Sie wußten ganz genau, sie würden Tisch und Stühle niemals wiederfinden. Da war ein Schrank, vom Großvater ererbt. Das Blut wurde zu Eis, wenn sich der Eigentümer sagte, an irgendeinem kalten Tage könne zu Brennholz werden, was er geachtet und geliebt. Es war ein Abschied ohne Hoffnung auf Wiedersehen, und deshalb war die Trennung von jedem Bild und Spiegel unsagbar schwer.

Thibaut frohlockte. Er hatte sehnlichst diesen Tag erwartet. Für ihn war dieser Abschied ein Zeichen, daß die Feinde ausgeräuchert wurden. Mochten die andern ziehen. In Gottes Namen. Er würde jetzt den Kampf erleben und seine Freude haben.

Als seine Schwiegertochter fragte, was sie für ihn einpacken und welche Decken sie für ihn ins Bündel schnüren solle, war er sehr freundlich und antwortete sofort, das sei ihm gleich, was sie am liebsten wolle, das solle sie nur nehmen. Er sei mit allem einverstanden. Sie solle nur für sich und ihre Töchter das beste nehmen, was sie hätten. Er wüßte sich schon einzurichten; sie solle sich um ihn nur keine Sorgen machen. Er packte vom Kamin die alte Silberuhr vorsichtig ein, legte ein Bild von seinem Sohn dazu und war bemüht, den Frauen überall zu helfen.

*

Das ist im Kriege so: Man wird mit ungeheurer Schnelligkeit und Wucht von einem Eindruck in den anderen geschleudert. Erschütternde Ereignisse stürmen auf jeden täglich ein. Sie sind so häufig wie Reklameschilder in einer großen Stadt. Schmerz, Elend, Freude, Lustigkeit wechseln wie Tag und Nacht. Es ist alles so groß, was sich da jagt, daß man die Achtung vor dem Leid, die Ehrfurcht vor dem Tode verliert, wie Männer ihren Kinderglauben im bunten Leben schnell verlieren. Ereignisse, an denen unser Herz in Friedenszeiten Jahre tragen würde, im Kriege sind sie in Stunden überwunden. Man gibt sich dem Empfinden des Augenblickes hin. Und dieses war es auch, was Yvonne so fröhlich lachen ließ, als sie am Nachmittag unter den großen Linden Bertram entgegentrat.

Er wunderte sich sehr, daß sie an einem solchen Tage heiter war. Die Seele dieses Träumers hatte der Krieg mit seinen Trümmern nicht verschütten können.

„Du lachst, Yvonne?“

„Ich bin bei Dir, soll ich da traurig sein?“

Er zog sie in die Arme. Sie ließ sich willig küssen.

Ihr unbefangener Frohsinn half ihm mit Leichtigkeit über die Grübeleien hinweg, mit denen er sein Hirn zermarterte.

Er sprach von ihrer fernen Zukunft. Ob sie ihm später folgen würde? Sie wich ihm mit der Antwort aus, da sie nicht an die Worte glaubte, die so berückend schöne Bilder vor ihr entrollen konnten.

„Ach Du, Du bist so klug, und ich ... ich kann nichts, als Dich ... lieben.“

Sie wollte sich die Seligkeiten, die sie von dieser Stunde forderte, nicht durch zwecklose Träumereien vereiteln lassen. Sie liebte ihn, gewiß. Sie dachte Tag und Nacht an ihn. Nun wollte sie dafür auch Zärtlichkeiten einverlangen, so wie es unter Liebesleuten üblich war. Der blonde Träumer hatte doch beim letzten Abschied an der Kirche so hingerissen Jeanne betrachtet, wie sie im Arme des Geliebten hing. Sie hatte sich den langen Blick gemerkt. So liebte sie ihn auch. Sie wollte deshalb wieder Liebe fühlen. Was nützten alle Schwüre, wenn sie vielleicht sich niemals wiedersahen? Der Krieg, das wußte sie, hat Not und Tod und viele Wechselfälle. Was konnte noch aus ihnen werden? Doch jetzt lag sie in seinem Arm und wollte darum zärtlich sein.

Sie bettelte mit Augen und mit Lippen, bis daß er schwieg und küßte.

„Bertram, hast Du ein Bild für mich?“

Er reichte ihr ein Bild. Sie küßte es und schob es in die Bluse.

Ihr leichtes Blut und ihre Frische und heitere Urwüchsigkeit riß ihn mit fort. Sie waren lustig wie zwei Kinder, und vergaßen ob der Stunde rosenrotem Schimmer den ganzen dunklen Tag.

Die aufgewühlte Leidenschaft trieb Vogelsang das Blut schnell klopfend durch die Adern.

Als sie sich endlich losriß und heimwärts ging, blieb er beglückt im Park zurück.

Wie lieb sie war! Er hatte fest geglaubt, nach all dem Leid den Trennungsschmerz nicht überstehen zu können. Er hatte sich das Herz beschwert mit finsteren Zukunftsbildern, und ihr war es gelungen, aus Abschiedsweh und bitterer Qual ein süßes Glück zu zaubern. Er hatte sie so lieb!

Nicht weit vom Weg warf er sich in das Gras, um alles noch einmal zu überdenken. Die froherregten Sinne setzten den gelbgefärbten Blättern des Ahorns helle Lichter auf, von jeder Birke ging ein Leuchten aus, wie man es sonst, so jauchzend, nur im Frühling findet. Der Wind schwatzte in hohen Kronen, und aus den dunkelgrünen Zweigen tiefer Büsche winkten verlockend die schwarzen Beeren der giftigen Atropa.

Der Wind, das Rauschen in den Blättern, das wellenweise Neigen hoher Halme erfüllte Vogelsang mit wundervoller Ruhe.

Er dachte nichts und fühlte nichts. Es ist vielleicht das Glück, nichts zu empfinden, nichts zu denken, nur Geist und All in Harmonie zu bringen und zu halten. So wie es völlige Gesundheit ist, den Körper nicht zu fühlen, durch nichts an sein Vorhandensein schmerzhaft gemahnt zu werden, so mag das Ausruhen einer Seele Gesundheit oder Glück bedeuten.

Und Vogelsang war glücklich.

Die Sonne hatte sich der klammernden Umarmung des Himmels schon entrissen und trat den unsichtbaren Teil der weiten Reise an; die Wolken wehten tief erglühend ihr Flammengrüße nach, und kühler Wind fiel aus den Bäumen und strich erkältend durch die Gräser.

Der Fichtenwald der Ferne lag als blauer Streif unter orangefarbenem Himmel. Glänzende Flieger zogen heim. Daß Flieger so poetisch summen können! ...

Da hörte Vogelsang zwei Stimmen. Er sah sich um. Der alte blinde Mann mit langem, weißen Haar und das verwachsene Mädchen, das ihn immer führte und die er beide schon beim ersten Abschied an der Kirche gesehen hatte, kamen langsam näher.

Sie sprachen laut, und Bertram konnte jedes Wort verstehen.

„Madeleine, sag, ob die Sonne scheint.“

„Großvater, sie ging eben unter. Der Himmel ist voll Blut.“

„Kannst Du den Kirchturm sehen?“

„Ja, auch das Dach der Kirche.“

„Die Häuser auch?“

„Nein, nein, die Bäume sind zu dicht.“

„Das Laub fällt wohl schon ab?“

„Ja, die Kastanien lassen ihre Blätter los.“

„Komm, laß uns gehen, Madeleine. Die Luft ist kalt. Wir müssen noch einmal zum Friedhof.“

„Wir waren auch noch nicht beim alten Turm, Großvater.“

„Der Turm wird morgen auch noch stehen. Wir haben ja nicht viel zu packen. Es bleibt uns morgen Zeit genug.“

„O, lieber Gott!“

„Komm her, Madeleine, die Welt ist trübe. Im nächsten Frühling siehst Du alles wieder grün.“

(Fortsetzung folgt.)